

# Rousseau

## oder

### Der unglückliche Gefühlsdenker

aus: W. Weischedel, Die philosophische Hintertreppe, S. 176ff.

Geboren ist Rousseau 1712 in Genf, gestorben 1778 in der Nähe von Paris. Die 66 Jahre dazwischen sind eine einzige Kette von Wirrnissen, echtem und eingebildetem Unglück, erbitterten Auseinandersetzungen mit Freunden und Feinden. Abwechselnd wirft sich Rousseau in fieberhafte Tätigkeit oder versinkt in Traum und bloßes, träges Dahinleben, oder er rettet sich vor der bösen Welt in nervöse Zusammenbrüche. In seiner Jugend übt er fast alle Berufe aus, die einem aus einem ehrbaren Bürgerhaus durchgebrannten jungen Mann offenstehen; er wird Schreiberlehrling, Handwerker, Priesterzögling, Musiklehrer, Kammerdiener, Sekretär, Erzieher, herumziehender Musikant, Angestellter am Katasteramt. Später wird er Sekretär im diplomatischen Dienst, Notenschreiber, bei welcher Gelegenheit er ein eigenes Notensystem erfindet, Dirigent, recht erfolgreicher Opernkomponist und Dramenverfasser; sogar am königlichen Hof von Versailles werden seine Werke aufgeführt, wobei der Autor freilich durch allzu saloppe Kleidung unangenehm auffällt. Während dieses unstillen Lebens irrt er umher zwischen Genf, Italien, Schweiz, französischer Provinz, Paris; alle paar Jahre, manchmal alle paar Monate wechselt er die Wohnung. Für diese ganze wirre Zeit schreibt er sich in seinem Ehrlichkeitsfanatismus allerlei Laster zu: Diebereien, Lügen, Anfälle von Faulheit, Verleumdung unbescholtener Mädchen, wahllose Romanlektüre, später ebenso wahlloses Lesen von philosophischen und historischen Büchern.

Auch über sein erotisches Leben gibt Rousseau in seinen ›Bekenntnissen‹ genaue Auskunft. Es spielt sich freilich seinem eigenen Geständnis nach eher in der Fantasie als in der Realität ab. Das entscheidende Erlebnis sind die Schläge, die er als Knabe von seiner Erzieherin erhält und die ihm das Geschlagenwerden für sein ganzes Leben zur höchsten Lust machen, wenn er es auch niemals wagt, eine Dame um diesen Liebesdienst zu bitten. Auch von seinem lebenslangen Hang zur Onanie und seiner Neigung zum Exhibitionismus, der ihm gelegentlich beinahe Prügel einträgt, berichtet er in aller Aufrichtigkeit, vielleicht sogar ein wenig stolz darauf. Schließlich lernt er eine etwas extravagante Dame der höheren Gesellschaft kennen, Madame de Warens, die ihn vorübergehend zur katholischen Kirche bekehrt, die ihm aber auch Unterkunft gewährt und ihm am Ende, dreizehn Jahre älter als er, für lange Zeit Mutter und Geliebte ersetzt; sie macht ihm freilich auch Kummer, weil sie nicht dazu geschaffen ist, sich mit einem einzigen Liebhaber zu begnügen. Von ihr schließlich getrennt, verbindet er sich, nach einigen Eskapaden mit venezianischen Kurtisanen, mit denen er sich unter steter Furcht vor der Syphilis einlässt, mit einem einfachen Mädchen, das er als Stubenfee in einem Hotel kennenlernt und dem er mühsam das Schreiben beibringt, bis er es endlich, nach 23 Jahren des Zusammenlebens, heiratet. Aber er, der große Theoretiker der Erziehung, weiß mit der Familie nichts anzufangen; er bringt seine fünf Kinder ins Findelhaus, weil sie ihm zu viel Lärm machen und zu hohe Kosten verursachen. Im Übrigen hindern ihn weder die feste Liaison noch der Stand des Ehemannes daran, für adelige Damen zu entflammen, meist allerdings ohne Erfolg.

Der Sprunghaftigkeit seines Lebens entspricht auch eine Sprunghaftigkeit des Denkens Rousseaus. Er ist eher ein Mann der Einfälle als der stetigen Entwicklung der Gedanken. Daher

auch sind seine entscheidenden Einsichten Eingebungen des Augenblicks. So schon die erste, die ihn mit einem Schlage berühmt macht. Die Akademie von Dijon schreibt eine Preisfrage aus: »**Hat der Fortschritt der Wissenschaften und Künste zur Veredelung der Sitten beigetragen?**« Die braven Akademiker erwarten natürlich, ganz im Geiste der Aufklärung, einen begeisterten Hymnus auf die Fortschrittlichkeit der kulturellen Errungenschaften. Rousseau dagegen bestreitet einen solchen Fortschritt abrupt. Der Fortgang in Wissenschaften und Künsten ist ihm nichts als ein Verfall im Menschlichen. Das aber muss auf die Zeitgenossen erschreckend wirken. Denn man kann über Gott nachdenken. Man kann über die Welt nachdenken. Man kann aber auch den Faden des Denkens an der eigenen Existenz festmachen. Das nun tut Jean-Jacques Rousseau. Er ist vermutlich der egozentrischste Denker in der Geschichte der Philosophie. Er schreibt selber, er habe alle Kenntnis vom Menschen – und um diese geht es ihm vorzüglich – aus der Beobachtung seiner selbst gewonnen. »Woher auch sollte der Maler und Apologet der menschlichen Natur sein Vorbild nehmen, hätte er es nicht in seinem eigenen Herzen gefunden? Er hat die Natur so geschildert, wie er sie in sich selber fühlte.«

Darum auch sind die ›**Bekenntnisse**‹, in denen Rousseau sein Leben beschreibt und die erst nach seinem Tode herausgegeben werden, eines seiner bedeutendsten Werke. Er schildert darin seinen Werdegang und die Historien und Histörchen seines Weges mit schonungsloser Offenheit. Gleich zu Anfang heißt es: »Ich beginne ein Unternehmen, das ohne Beispiel ist und das niemand nachahmen wird. Ich will meinesgleichen einen Menschen in der ganzen Naturwahrheit zeigen, und dieser Mensch werde ich sein, ich allein.« »Ich habe das Gute und das Böse mit dem gleichen Freimut erzählt. Ich habe nichts Schlimmes verschwiegen, nichts Gutes zugesetzt.« So ist denn auch der weitere Fortgang der ›Bekenntnisse‹ eine Mischung aus berechtigtem Bewusstsein der eigenen Besonderheit und einer fast dämonischen Hybris. »Ich lese in meinem Herzen, und ich kenne die Menschen. Ich bin nicht wie einer von denen geschaffen, die ich gesehen habe; ich wage sogar zu glauben, dass ich nicht wie einer der Lebenden gebildet bin. Wenn ich nicht besser bin, so bin ich wenigstens anders. Ob die Natur wohl oder übel daran tat, die Form zu zerstören, in die sie mich gegossen hat, kann man erst beurteilen, nachdem man mich gelesen hat. Mag die Trompete des Jüngsten Gerichts wann immer erschallen, ich werde mit diesem Buch in der Hand mich dem obersten Richter stellen.«

Rousseaus Antwort enthüllt die Hohlheit des auf sich selber so stolzen Zeitalters der Aufklärung. »Luxus, Zügellosigkeit und Knechtschaft sind zu allen Zeiten die Strafe für die hochmütigen Anstrengungen gewesen, die wir gemacht haben, um aus der glücklichen Unwissenheit herauszugelangen, in die uns die göttliche Weisheit versetzt hatte.« »Allmächtiger Gott, erlöse uns von den Kenntnissen und den unheilvollen Künsten unserer Väter, und gib uns die Ungewissheit, die Unschuld und die Armut zurück!«

Dieser sein **zentraler Gedanke** kommt Rousseau auf einem Gang zum Schloss Vincennes, in dem sein Freund Diderot seines vermuteten Atheismus wegen gefangen gehalten wird. »*Wenn jemals etwas einer plötzlichen Inspiration glich, so war es die Bewegung, die mich ergriff. Mit einem Schlage fühlte ich mich von tausend Lichtern geblendet; eine Fülle von Ideen drängte sich mir auf einmal mit solcher Gewalt auf, dass ich in eine unbeschreibliche Unruhe geriet. Ich fühlte meinen Kopf von einer Verwirrung ergriffen, die an Trunkenheit grenzte. Eine heftige Beklemmung befällt mich, mein Atem geht schwer, und da ich nicht weiterzugehen vermag, lasse ich mich unter einem Baume nieder. Hier verbringe ich eine halbe Stunde in einer solchen Erregung, dass ich, als*

*ich mich erhebe, meinen Rock von Tränen benetzt finde, ohne gespürt zu haben, dass ich sie vergoss. O hätte ich jemals nur einen Bruchteil dessen schildern können, was ich unter diesem Baume gesehen und gefühlt habe! Mit welcher Klarheit hätte ich dann all die Widersprüche unserer sozialen Ordnung aufzeigen können; mit welcher Kraft hätte ich alle Missbräuche unserer Einrichtungen darlegen, mit welcher Deutlichkeit hätte ich beweisen können, dass der Mensch von Natur gut ist und dass nur die Einrichtungen es sind, die ihn schlecht machen. Alles, was ich von der Fülle großer Wahrheiten, die mich unter diesem Baume erleuchteten, habe aufbehalten und in meinen Schriften darstellen können, ist nur ein schwacher Nachklang dessen, was mich damals bewegte.«*

Mit diesem Erlebnis schießt das Zerstreute im Denken Rousseaus in einen Punkt zusammen. Er verfasst zwei Schriften, die ihm Weltberühmtheit einbringen: ›**Abhandlung über die Wissenschaften und die Künste**‹ und ›**Abhandlung über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen**‹. Was sich darin schon andeutet, wird in den folgenden Werken genauer ausgeführt: die grundsätzliche Kritik am ganzen Zeitalter und der Versuch, das Wesen des Menschen in seiner ursprünglichen Reinheit zu ergründen. Die Titel lauten: ›**Julie oder Die neue Héloïse**‹, ›**Émile oder Über die Erziehung**‹, ›**Vom Gesellschaftsvertrag**‹. Überall stellt sich für Rousseau das gleiche Problem: *Wie sich das ursprüngliche Wesen des Menschen mit der Existenz in der Gesellschaft und im Staate und mit der Notwendigkeit der Erziehung vereinbaren lasse.*

Sein äußeres Leben bleibt trotz wachsender Anerkennung seines Werkes unstat. Rousseau lebt nun schlecht und recht als freier Schriftsteller. Aber es quälten ihn Krankheiten. Melancholie und Hypochondrie, wie sie schon immer in seinem Wesen liegen, verstärken sich. Sein Misstrauen gegen die Welt nimmt zu. Die Sehnsucht nach Einsamkeit wächst; er versucht, sie in ländlichen Aufenthalten zu stillen, ohne dass seine innere Verfassung und sein gesundheitlicher Zustand sich bessern. Er isoliert sich immer mehr, weist alle Besucher ab, die nun zu dem berühmten Manne strömen. Er überwirft sich mit den aufklärerischen Freunden: mit Voltaire, mit Diderot, mit d'Alembert, mit Grimm. In aller wünschenswerten Deutlichkeit beschließt er einen Brief an Voltaire mit dem Satz: »Ich hasse Sie.« Voltaire freilich lässt es seinerseits nicht an Beschimpfungen fehlen. Er bezeichnet Rousseau als Erznarren, als Monstrum, als Scharlatan, als Krebsgeschwür der Literatur, als Exkrement des Jahrhunderts, als wildes Tier, als Verleumder. Auch von den Pariser und den Genfer Behörden kommen Verfolgungen; wegen der Unchristlichkeit seiner Schriften wird ein Haftbefehl gegen Rousseau erlassen; die Bücher werden sogar öffentlich verbrannt. Manche der Nachstellungen, denen er sich ausgesetzt fühlt und unter denen er leidet, sind freilich nur eingebildet. Er wittert eine allgemeine Verschwörung gegen sich, sein Leben und seine Schriften. Er beklagt »das Werk der Finsternis, von dem ich seit acht Jahren eingehüllt bin, ohne dass ich das schreckliche Dunkel zu durchdringen vermöchte«. Schließlich verfällt er dem Verfolgungswahn. Auch ein Aufenthalt in England, wohin ihn der Philosoph David Hume einlädt, hilft nicht; selbst von diesem uneigennütigen Freunde trennt Rousseau sich im Streit. Auch im äußeren Habitus wird er ein wenig wunderlich; er trägt ein seltsames armenisches Gewand und eine Pelzmütze. Verbittert stirbt er schließlich. Eine seiner letzten Äußerungen lautet: »So bin ich denn allein auf der Erde, habe keinen Bruder, keinen, der mir nahesteht, keinen Freund, keine andere Gesellschaft als mich selbst. Der geselligste und der liebevollste unter allen Menschen ist durch einstimmigen Beschluss geächtet. Speien nicht die Vorübergehenden vor mir aus, statt mich zu grüßen? Belustigt sich nicht eine ganze Generation damit, mich lebendig zu begraben?«

Rousseaus Nachruhm freilich ist unaufhaltsam. Während der Französischen Revolution werden seine Gebeine ins Pantheon überführt. Und kaum einer der Großen der Folgezeit, weder Herder noch Goethe, weder Kant noch die Philosophen des Deutschen Idealismus, weder Nietzsche noch Tolstoi wären ohne die Anregung durch Rousseau zu dem gekommen, was sie geleistet haben. Das zwiespältige Wesen dieses Mannes, sein radikaler Drang nach Wahrheit und seine dämonische Gejagtheit und Unruhe, kommen aufs Deutlichste in zwei zeitgenössischen Urteilen über ihn zum Ausdruck. Lessing schreibt: Rousseau »ist noch überall der kühne Weltweise, welcher keine Vorurteile, wenn sie auch noch so allgemein gebilligt wären, ansieht, sondern geraden Weges auf die Wahrheit zugehet, ohne sich um die Scheinwahrheiten, die er bei jedem Tritte aufopfern muss, zu bekümmern«. Diderot dagegen äußert sich so: »Dieser Mensch erfüllt mich mit Unruhe; in seiner Gegenwart ist es mir, als stünde eine verdammte Seele neben mir. Ich will ihn nie wieder sehen; er könnte mich an Hölle und Teufel glauben machen.«

**Rousseaus geistesgeschichtliche und philosophiehistorische Bedeutung** liegt zunächst darin, dass er die Grundlagen erschüttert, auf denen das Denken der Aufklärung beruht. In der Vernunft sieht er eine kalte, unfruchtbare Verständigkeit, in der Form eine erstarrte Geste, in der Idee des Fortschritts eine Illusion, in der prätendierten Freiheit eine verdeckte Knechtschaft. Eben die Punkte also, in denen die Aufklärung ihren Ruhm erblickt, erscheinen ihm fragwürdig; sie zerstören seiner Überzeugung nach jede eigenständige Individualität. »In unseren Sitten wie im Denken herrscht eine niedrige und betrügerische Gleichförmigkeit. Alle Geister scheinen in die gleiche Form gepresst. Ohne Unterlass fordert die Höflichkeit, befiehlt der Anstand bestimmte Dinge; immer folgt man dem Usus, nie dem eigenen Genius. Man wagt nicht mehr zu scheinen, was man ist; und in diesem ständigen Zwang tun die Menschen, die jene Herde bilden, die man Gesellschaft nennt, unter gleichen Umständen alle das Gleiche.«

Rousseaus kritische These lautet, in solcher Nivellierung und Verkünstelung des Miteinander gehe alles Ursprüngliche und Natürliche unter. Darin sieht er den großen Irrweg der Aufklärung. »Wo gibt es noch einen Menschen der Natur, der ein wahrhaft menschliches Leben führt, der die Meinungen der anderen für nichts achtet und der sich nur von seinen Neigungen und von seiner Vernunft leiten lässt, ohne Rücksicht darauf, was die Gesellschaft, was das Publikum billigt oder tadelt? Man sucht ihn vergebens unter uns. Überall nur ein Firnis von Worten; überall nur das Haschen nach einem Glück, das lediglich dem Anschein nach besteht. Niemand kümmert sich mehr um die Wirklichkeit; alle setzen ihr Wesen in den Schein. Als Sklaven und Narren ihrer Eigenliebe leben sie dahin, nicht um zu leben, sondern um andere glauben zu machen, sie hätten gelebt.«

Demgegenüber liegt Rousseau alles daran, die Möglichkeiten eines echten Menschseins freizusetzen. Damit bringt er seiner Generation eine unerhörte Befreiung zu sich selber; was lange Zeit verdrängt war, kommt nun plötzlich wieder ans Licht. So kann Kant schreiben: »Rousseau entdeckte zuallererst unter der Mannigfaltigkeit der menschlichen angenommenen Gestalten die tief verborgene Natur des Menschen.«

Unter dieser Absicht steht Rousseaus eigentümlicher philosophischer Entwurf. Dessen Prinzip ist nicht der Verstand, sondern das Ursprüngliche im Menschen: das Gefühl. Denn Wahrheit liegt primär nicht im Denken, sondern im Fühlen, im unmittelbaren Einleuchten, in der Gewissheit des Herzens. »Ich will hier nicht in metaphysische Erörterungen eintreten, die über unseren Horizont

gehen und im Grunde zu nichts führen. Ich wollte nicht philosophieren, ich wollte euch helfen, euer Herz zu befragen. Sollten alle Philosophen beweisen, dass ich unrecht habe, solltet ihr aber fühlen, dass ich recht habe, so wäre ich zufrieden.« So wird denn das Gefühl über alles gepriesen. ›Die neue Héloïse‹ ist ein einziger Hymnus auf die unmittelbare, alle Schranken der Konvention durchbrechende Liebe. Und dieser Gedanke des Vorrangs des Gefühls vor dem Verstande wirkt weithin; er wird gegenüber der bloßen Verständigkeit im Sinne der Aufklärung zur allgemeinen Haltung der Zeit.

Wenn alles darauf ankommt, dass der Mensch zu seiner Ursprünglichkeit zurückkehre, dann muss Rousseau ein anfängliches Gutsein des Menschen annehmen. Wo dieser sich seinem Herzen, seinem unmittelbaren Empfinden anvertraut, wo er sich nicht durch das Miteinander irritieren lässt, sondern wahrhaft mit sich allein ist, da ist er gut. »Nehmt uns unsere unheilvollen Fortschritte, nehmt uns unsere Irrtümer und Laster, nehmt uns das Menschenwerk, und alles ist gut.« Dieser Gedanke hat gewichtige Konsequenzen für den Entwurf einer Ethik, wie ihn Rousseau unternimmt. Im ursprünglichen Fühlen nämlich finden sich Direktiven für das Handeln. »Ich entnehme diese Regeln nicht den Prinzipien einer hohen Philosophie, sondern ich finde sie im Grunde meines Herzens von der Natur in unauslöschlichen Zügen eingeschrieben. Ich bin es, den ich über das befrage, was ich tue und will. Alles, was ich als gut empfinde, ist gut; alles, was ich als böse empfinde, ist böse.«

Das heißt natürlich nicht, dass der Mensch jedem unmittelbaren Einfall nachgehen soll, dass alles, was ihm gerade beikommt, moralisch gerechtfertigt ist. Es gibt vielmehr für das Gutsein eines Gefühls und des aus ihm entspringenden Handelns eine letzte Instanz, die inappellabel über alles Fühlen und Tun urteilt. Sie trägt freilich keinen rationalen Charakter, sondern sie ist selber ein ganz und gar ursprüngliches Gefühl: das Gewissen. »Es gibt im Innern der Seele ein angeborenes Prinzip der Gerechtigkeit und der Tugend, nach dem wir, unseren eigenen Grundsätzen zum Trotz, unsere Handlungen und diejenigen anderer als gut oder böse beurteilen, und dies Prinzip nenne ich das Gewissen.«

Vergegenwärtigt man sich Rousseaus Äußerungen über das ursprüngliche Gutsein des Menschen, dann sieht es zunächst so aus, als huldige er einem leichtfertigen Optimismus. Doch dem genaueren Zusehen zeigt sich, dass die These, der Mensch sei von Natur gut, nicht ohne einen einschränkenden Gedanken gilt. Zwar schreibt Rousseau: »Alles ist gut, wie es aus den Händen des Schöpfers der Dinge hervorgeht.« Aber er fügt hinzu: »Alles verkommt unter den Händen des Menschen.« Auch für Rousseau also ist der Mensch ein zwiespältiges Wesen. Er ist »keine Einheit. Ich will und will nicht; ich fühle mich gleichzeitig als Sklave und als frei; ich sehe das Gute, ich liebe es, und ich tue das Böse; ich bin aktiv, wenn ich der Vernunft Gehör gebe, und passiv, wenn meine Leidenschaften mich fortreißen; und wenn ich unterliege, so besteht meine größte Qual darin, zu fühlen, ich hätte Widerstand leisten können.« Das von Rousseau angenommene ursprüngliche Gutsein des Menschen bedeutet also, dass er in der Möglichkeit des Guten und in der Bestimmung zum Guten steht, dass ihm aber zugleich die Möglichkeit des Bösen als drohende Gewalt und als Versuchung beigegeben ist.

Wenn Rousseau den Naturzustand des Menschen als einen Zustand des reinen Gutseins schildert, dann will er damit keine historische Behauptung aufstellen. Er behauptet nicht, das Dasein der Naturvölker vollziehe sich in vollendeter Lebensharmonie. Er will vielmehr aus der Idee

eines ursprünglichen Gutseins einen Appell an den Menschen ableiten, dass er sie in seinem konkreten Dasein verwirkliche. Und dies nicht nur im individuellen Leben, sondern auch und vorzüglich im Leben der Gesellschaft. Rousseau hält seiner Zeit ein ideales Bild wie einen Spiegel vor, und zwar als Gegenbild gegen deren Verfallenheit. »Wer vom Naturzustand spricht, der spricht von einem Zustand, der nicht mehr existiert, der vielleicht niemals existiert hat und wahrscheinlich nie existieren wird *und der gleichwohl gedacht werden muss, damit man die Gegenwart richtig begreifen kann.*«

Von diesem Grundgedanken her wird Rousseaus Kampf gegen die Gesellschaft verständlich. Diese verdeckt, verfälscht und verhindert die ursprüngliche Möglichkeit des Menschen, gut zu sein. Denn in ihr hat die nackte Eigenliebe die Vorherrschaft. Sie aber ist die Wurzel alles Bösen. Auf diesem Wege findet Rousseau eine eigentümliche Lösung des Problems der Herkunft des Bösen, das seit alters die Philosophen in Atem hält. Das Böse ist nicht Gottes Werk; denn der Mensch ist gut geschaffen. Das Böse ist aber auch nicht das Werk einer selber bösen, gegengöttlichen Macht. Das Böse ist vielmehr Sache des Menschen, und zwar des Menschen allein; es wird erst durch dessen Vergesellschaftung hervorgerufen. Damit erscheint zum ersten Mal in der Geschichte des Denkens ausdrücklich die Gesellschaft als Subjekt der Verantwortlichkeit. Von diesem Punkte her wird es dann auch begreiflich, dass sich sozialistische Theorien immer wieder auf Rousseau berufen und dass die Französische Revolution in ihm ihren Ahnherrn erblickt.

Aus der gleichen Wurzel erwächst auch die **Erziehungstheorie** Rousseaus. Ihre Quintessenz ist: Man muss im Zögling die ursprüngliche gute Anlage befördern und in dieser Absicht die schädlichen und bösen Einflüsse der Gesellschaft von ihm fernhalten. Vor allem sind aller Zwang und alle moralisierenden Vorschriften zu vermeiden; alles kommt auf die Entwicklung der Freiheit an, die für Rousseau die Garantie des Gutseins in sich trägt. Freilich sollen nun keineswegs Naturkinder gezüchtet werden. Wenn Voltaire bei der Lektüre des ›Émile‹ notiert, er bekomme richtig Lust, »auf allen vieren zu gehen«, so missversteht er Rousseau. Dieser will darauf hinaus, Menschen zu erziehen, die alles, was sie sind und tun, aus sich selber heraus sind und tun, die sich alles ihnen Begegnende ursprünglich aneignen. Mit dieser Intention wird Rousseau zum Vorbild für eine ganze Epoche der Pädagogik.

Von seinem **Bild des Menschen** her ergibt sich, was Rousseau unter der Gesellschaft versteht und wie er sie beurteilt. Auch dabei ist festzuhalten: Es handelt sich nicht um Feststellungen mit dem Anspruch auf historische Wahrheit, sondern um den Entwurf eines Gegenbildes gegen zeitgenössische Entartungen. Ist der Mensch von Natur gut, dann muss sein ursprünglicher Zustand durch Freiheit und Glück gekennzeichnet sein. »Der Mensch wird frei geboren.« Aber Rousseau fügt hinzu: »Überall liegt er in Ketten.« Diese Knechtschaft beginnt mit der Schaffung des Eigentums. »Der Erste, der ein Stück Land einzäunte und sagte: Das gehört mir, war der Gründer des Staates und der Ungleichheit.« Denn dadurch wird eine gegenseitige Garantie des Eigentums notwendig. Diese ist aber nur möglich, wenn jeder Mensch ein Stück seiner Freiheit aufgibt. Eben mit diesem Verlust nun fängt das Leben in der Gesellschaft an. Diese aber ist unausbleiblich dem Verderb ausgesetzt. Von ihr gilt, dass sie »nur noch das Bild künstlicher Menschen und künstlicher Leidenschaften bietet, die das Werk dieses neuen Verhältnisses sind und die keine Wurzel in der Natur haben«. Zugleich bricht jedoch ein Widerstreit zwischen der ursprünglichen Freiheit des Menschen und seinem gesellschaftlichen und staatlichen Dasein auf. Für das Dasein im Staate gilt: »Die Entäußerung muss ohne Reserve sein, und die Einheit so

vollkommen, als sie nur irgend sein kann. Keiner der Verbundenen hat mehr etwas zu reklamieren.« Heißt das aber nicht, dass der Mensch, wenn er sich dazu entschließt, an der Bildung eines Staates mitzuwirken, seine Freiheit im ganzen Umfang aufgeben muss? Rousseau leugnet, dass das notwendig sei. Er versucht, das Wesen des Staates so zu denken, dass in ihm trotz der Notwendigkeit der Schranken gleichwohl Freiheit möglich ist. Wie aber können sich Freiheit und staatlicher Zwang vereinen lassen? Rousseau antwortet: so, dass der Staat selber in der Freiheit wurzelt. Ihm muss der allgemeine Wille zugrunde liegen: die Einheit der Freiheit von allen. So kommt Rousseau zum Postulat der Volkssouveränität. Sie drückt sich konkret darin aus, dass er den Staat in einem Staatsvertrag gründen lässt, den freie Menschen miteinander abschließen. So wird der Staat geradezu zu einem Element der Ermöglichung der Freiheit, die für Rousseau kein willkürliches Sichausleben ist, sondern ein Zusammenbestehen der Freiheit des Einzelnen mit der Freiheit aller. »Indem sich jeder allen gibt, gibt er sich keinem besonders zu eigen; und da es kein Glied der Gesellschaft gibt, über das man nicht das gleiche Recht gewinnt als das, das man ihm über sich verstatet, so gewinnt jeder das, was er aufgegeben hat, im gleichen Maße wieder zurück, und er erhält zugleich eine verstärkte Kraft, sich zu behaupten und das, was er ist und was er hat, zu bewahren. [...] Solange die Bürger nur solchen Bestimmungen unterliegen, denen sie selbst zugestimmt haben oder denen sie doch aus freier und vernünftiger Einsicht zustimmen könnten, gehorchen sie niemand anderem als ihrem eigenen Willen. Sie geben damit freilich die Ungebundenheit des Naturzustandes auf, aber sie tauschen sie gegen die wahre Freiheit ein, die in der Bindung aller an das Gesetz besteht.«

Diese Auffassung vom Staat hat gewichtige Konsequenzen. Der faktische Staat der Epoche Rousseaus beruht ja nicht auf dem reinen Gemeinwillen, sondern auf Unterdrückung der Armen durch die Reichen, der Ohnmächtigen durch die Mächtigen. So bietet Rousseaus Staatstheorie Zündstoff für die Revolution. Er selbst ist der Ansicht, dass diese unmittelbar bevorsteht; »wir nähern uns dem Zustand der Krisis und dem Jahrhundert der Revolutionen«.

Das philosophisch Entscheidende im Denken Rousseaus ist jedoch der neue Freiheitsbegriff, den er konzipiert. Ihm gemäß ist nicht so sehr entscheidend, was der Mensch hinter sich lässt und wovon er sich befreit. Rousseau betont im Gegensatz dazu das Wozu der Freiheit: dass sie das Element der Willkür abstreife und sich an ein Gesetz binde. Damit übt er einen großen Einfluss auf das künftige Philosophieren aus; darum kann etwa Kant sagen, er sei durch ihn »zurechtgebracht« worden. Und so besteht die eigentliche Leistung Rousseaus nicht so sehr darin, dass er das natürliche Sein des Menschen aufzeigt, obgleich auch dies eine philosophische Tat ist, als vielmehr darin, dass er den wahren Freiheitsbegriff entdeckt. »Der Gehorsam gegenüber dem Gesetz, das man sich vorgeschrieben hat, ist Freiheit.«